

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 18.

Dienstag, 19. Januar

1932.

## Mord ohne Mörder.

Von Kurt Juhn.

(2. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

### Ein Sträfling wird entlassen.

Am 28. April um zehn Uhr morgens wurde der Sträfling Bill Haslin, Nummer Dreiundsechzig, aus der Zelle geführt.

Man ließ ihn ein Bad nehmen, dann händigte man ihm seine Zivilkleider und die Habseligkeiten aus, die ihm bei seiner Einlieferung abgenommen worden waren.

Seine Strafe war abgelaufen.

Bevor man ihm die Papiere einhändigte, wurde er zu Direktor Sarrow gerufen.

Sarrow hielt ihm die übliche Abschiedsrede. Sie gipfelte in dem Satz:

„Ich glaube, Bill Haslin, ich kann Ihnen nichts Besseres wünschen, als wenn ich Ihnen auf Nimmerwiedersehen sage!“

Er streckte seine gewaltige Hand aus, aber Haslin ergriff sie nicht.

Er atmete schwer, und sein Blick war weit ins Leere gerichtet. Aus seinem Mund kamen halblaut und stotternd die Worte:

„Wenn man aber etwas tun muß, Herr Direktor...“

Sarrow starrte ihn entgeistert an.

Haslin wiederholte noch leiser:

„Wenn man aber etwas tun muß...“

Sarrow fiel ihm unwillig in die Rede:

„Was Sie tun müssen, Mann der Narretei, das ist: anständig arbeiten und den Schnaps meiden. Was haben Sie denn in der nächsten Zeit vor?“

Haslins Augen starrten noch immer auf einen weit in die Ferne beheimateten Zielpunkt.

„Ich muß nach London, Herr Direktor!“

„Nach London müssen Sie? Gut. Wer erwartet Sie dort?“

Haslin dachte nach. Dann sagte er:

„Niemand, Herr Direktor! Aber ich muß nach London!“

Sarrow schüttelte den Kopf.

„Und was haben Sie in London zu tun, Haslin?“

Der Gefragte drehte den Blick jetzt langsam Sarrow zu. Er kniff das rechte Auge zusammen und lächelte böse.

„Rechnungen zahlen, Herr Direktor! Ich muß Rechnungen zahlen!“

Die Worte waren schrill und pfeifend durch seine Lippen gekommen.

Sarrow, ein Mann, der für fünf andere zählte und dessen Leben nicht das eines Angsthasen war, fuhr beim Klang dieser Stimme zusammen. Rechnungen zahlen? Hatte der Burische nicht schon einmal diese Worte gebraucht?

Sarrow stand auf und packte den Menschen in den schlotternden Zivilkleidern an den Schultern, daß die Knochen knackten.

„Hallo, boy! Seien Sie vernünftig! Sie waren jetzt drei lange Jahre in diesem Haus, das bei Gott kein Sanatorium ist. Halten Sie den Kopf klar und reden Sie keinen Unsinn und — was noch wichtiger ist — tun Sie keinen! Reut es Sie, in Gottes freie Luft zu

kommen? Haben Sie sich in die Gitterstangen verliebt?“

Sarrow hielt Bill Haslin fest und redete auf ihn ein, als wäre der ein Schuljunge, den man zur Vernunft bringen will.

„Geben Sie mir Ihre Hand darauf, Haslin, daß Sie sich zusammennehmen wollen, daß Sie draußen nichts Unrechtes tun werden! Ja?“

Der Mann, der gestern noch Nummer Dreiundsechzig war, sah ihn mit traurigen Augen an.

Das hämische Lächeln war ganz aus seinen Zügen gewichen.

Er drückte die Hand Sarrow und sprach stotternd:

„Zusammennehmen. Ja. Und ich werde kein Unrecht tun, Herr Direktor... nur, was ich tun muß...“

Dann verbeugte er sich links und ging.

Der Gefängnisdirektor sah ihm mit gerunzelter Stirn nach und ließ sich dann polternd in den Arbeitsstuhl fallen.

\*

### Mary Weel macht Zukunftspläne.

Um viertel sieben kam Grunt, um Mary zu holen. Er war in Abenddreh und sah noch bleicher aus als sonst.

„Ich freue mich sehr, Mary, mit dir zusammen diese Oper hören zu dürfen.“

Mary stand vor dem großen Spiegel und schminkte ihre Lippen.

„Ich sage es immer“, spottete Henry, „unsere Zeit hat viel mehr gottbegnadete Maserinnen, als die Kunstgeschichten melden.“

„Du bist gut gelaunt, wenn du boshaft bist, Professor“, sagte Mary lächelnd, „nur der Oper wegen oder hast du gute Nachrichten für mich?“

„Eine gute, hoffe ich, Darling. Ich bin vielleicht schon nächsten Dienstag mit der Arbeit fertig.“

„Wann? Bitte sage noch einmal! Nächsten Dienstag?“

„Ja, Gott sei Dank! Ich habe schon ganz vergessen, was schlafen heißt!“

Grunt strich sich mit müder Gebärde über die Stirn. Ein kleiner Schwächeanfall überkam ihn. Er mußte sich an einer Stuhllehne stützen und zwang sich doch mit aller Gewalt, aufrecht stehen zu bleiben — Mary sollte nichts merken.

„O, schon nächsten Dienstag!“ flüsterte Mary glücklich. „Herrlich, da werden wir ja bald...“

„Ja, Kind, jetzt machen wir bald Hochzeit!“

Er streichelte zart und leicht das feine Haar seiner Braut.

„Ich werde vielleicht drei Wochen Urlaub haben können. Denk nur, ganze drei Wochen! Drei Wochen lang kein Spital, drei Wochen keine Operationen, drei Wochen keine Wissenschaft und keine Schreiberei. Drei Wochen lang nichts als Mary, Mary und wieder Mary!“

Mary Weel trat zu ihm und küßte ihn auf die Lippen.

„Du machst mich sehr glücklich“, sagte sie leise, „ich hoffe sehnlichst, daß mein dummer Kopf mir bald Ruhe gibt. Ich will eine gesunde Frau sein. Denn du, Armer, sollst zu Hause kein Spital haben.“

Sie lächelte strahlend:

„Und Reisen will ich mit dir machen. Viele Reisen.“

Grunt sagte mit fester Stimme:

„Du wirst bald ganz gesund sein, Darling! Ganz gesund und ohne Schmerzen! . . . Fertig? Dann gehen wir! Gute Nacht, Frau Peterson!“

Frau Peterson bekam einen Kuß von Mary.

Zwei Minuten später setzte sich das Auto in Bewegung.

#### Der Überfall in der Oper.

Sie hielten vor der Oper.

Grunt half seiner Braut aus dem Wagen.

„Wir sind gerade zur rechten Zeit gekommen. In fünf Minuten geht es los, Kindchen!“

Im Foyer zog er die Karten aus der Tasche.

„Wir müssen nach rechts, Liebling. Ich gehe immer automatisch nach links. Früher, als ich noch genügend Zeit für die Oper hatte, war mein Abonnementsitz auf der linken Seite!“

Als sie endlich zur richtigen Treppe kamen, wollte er Mary umfassen, um ihr besser behilflich sein zu können. In diesem Augenblick sprang eine Gestalt hinter einer Säule hervor und stürzte mit erhobenen Fäusten auf Grunt.

Eine heisere Stimme brüllte:

„Du Hund, jetzt mache ich die Rechnung glatt!“

Der Unbekannte schlug besinnungslos auf Grunt ein. Doch im Nu hatten sich zwei Herren dazwischengeworfen und hielten den Attentäter fest.

„Loslassen! Loslassen!“ brüllte der Mann. „Ich muß ihn hinmachen!“

„Festhalten!“ schrie Grunt. „Jemand soll die Wache holen!“

Mary Weel gab einen leisen, klagenden Laut von sich. Ihre Augen verloren allen Glanz und ihre Wangen wurden schneebleich. Sie fiel in Ohnmacht.

Grunt fing sie auf.

Es war eine unbeschreibliche Szene.

Plötzlich waren zwei Policemen zur Stelle. Mit raschen Blicken erfakten sie die Situation und nahmen den Festgehaltenen in ihre Mitte.

Der warf wuterfüllte Blicke auf Grunt und rief:

„Wenn nicht heute, dann morgen! Aufgeschoben ist nicht aufgehoben! Ich erwische dich doch einmal, daß du daran denken wirst!“

Da trat ein langer und hagerer, älterer Herr auf die Polizisten zu.

„Was war hier los, Leute?“

Die Stimme klang kurz und befehlend.

„Genau wissen wir's nicht, Herr Oberinspektor“, meldete der eine.

„Wir hatten draußen Dienst, als wir gerufen wurden. Den da hielten einige Herren fest, und der Herr dort blutet aus der Nase und seine Dame ist ohnmächtig.“

Der lange Herr wandte sich an die Umstehenden:

„Wer weiß Genaues, bitte?“

Einer der Herren, die den Überfall verhindert hatten, erklärte den Sachverhalt.

Jetzt erst blickte der Oberinspektor genauer auf Grunt. Dem war es gerade gelungen, seine Braut wieder zu Bewußtsein zu bringen.

Der mit Oberinspektor Angeredete trat auf den Professor zu.

„Oberinspektor Tuder von Scotland Yard. Darf ich Ihnen meine Dienste anbieten, Herr Professor?“

„Ja“, erwiderte Grunt in beherrschtem Ton, „ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie herausbekämen, was den Mann veranlaßt hat, mich zu attackieren.“

„Verstehe ich recht, Herr Professor“, warf Tuder ein.

„Sie kennen den Mann gar nicht? Sie wissen seine Motive zu dem Überfall nicht?“

„Den Mann kenne ich“, gab Grunt zurück, „nicht

aber seine Gründe! Ich will Ihnen später das Notwendige mitteilen. Jetzt will ich meine Braut nach Hause bringen. Wo finde ich Sie, Herr Oberinspektor?“

„Zimmer sieben Scotland Yard, Herr Professor. Ich bin heute bis elf Uhr im Amt!“

„Gut, ich besuche Sie! . . . Komm, Mary, langsam, Darling!“

Professor Grunt brachte Mary Weel langsam zum Wagen und steuerte ihn vorsichtig durch die Straßen.

Der Schock in der Oper hatte ihre Kopfschmerzen wieder verstärkt. Grunt gab ihr zu Hause ein wirksames Schlafpulver und hieß sie gleich ins Bett gehen.

„Siehst du, Kindchen“, sagte er zu ihr, bevor das Medikament zu wirken begann und Schlummer brachte, „mit der „Ariadne“ habe ich schon kein Glück. Ich glaube, ich werde noch fünf Jahre warten müssen.“

Da schlossen sich Marys Lider.

„Gute Nacht, Darling“, flüsterte Grunt, „gute Nacht!“

Er küßte ihr mit verzweifelter Miene die weiße Hand.

Dann hatte er mit Frau Peterson im Nebenzimmer eine lange Besprechung. Als er wegging, weinte Frau Peterson leise und herzzerreißend.

#### Bill Haslin droht mit Mord.

Professor Grunt schonte die Pneus keineswegs.

Er war in dreißig Minuten zurück in London.

Als er durch das Tor von Scotland Yard ging, war es viertel elf Uhr nachts.

Er fragte sich schnell nach Zimmer sieben durch. Dann stand er endlich vor Tuder.

Der Oberinspektor empfing ihn zuvorkommend und bat ihn, in einem bequemen Lederfauteuil Platz zu nehmen.

„Haben Sie den Mann verhört, Herr Oberinspektor?“

„Ja, Herr Professor! Also, wissen Sie, wer es ist?“

„Das weiß ich. Ein Mann namens Bill Haslin, der wegen eines Totschlags drei Jahre Dartmoor abzusitzen hatte. Ich lernte ihn im Zuchthaus kennen.“

„Wie“, warf Tuder verblüfft ein, „im Zuchthaus?“

Professor Grunt mußte lächeln, obwohl er weitestweit von heiterer Laune entfernt war.

„Sie verstanden richtig! Im Zuchthaus. Ich hatte nämlich sowohl in Reading als auch in Dartmoor mehrere Tage damit verbracht, wissenschaftliche Kopfmessungen an Sträflingen vorzunehmen. Die Justizverwaltung gab mir die notwendigen Bewilligungen. Unter den Leuten, mit denen ich zu tun hatte, war auch Haslin.“

Tuder öffnete eine Zigarettenschachtel.

„Rauchen Sie?“ „Nein, danke.“

„Vielleicht Zigarren?“ fragte Tuder zuvorkommend.

„Nein, besten Dank, auch nicht.“

Tuder zündete sich eine Zigarette an.

„Mir erscheint Ihr Gedächtnis ganz bemerkenswert gut, Herr Professor. Oder haben Sie einen besonderen Grund, den Namen des Sträflings so gut behalten zu haben? Warum behielten Sie Haslins Namen im Gedächtnis?“

„Die Erklärung ist sehr einfach, Herr Oberinspektor. Ich wurde vom gleichen Mann — von Bill Haslin — schon in Dartmoor angefallen.“

Tuder zuckte vor Erstaunen zusammen. Er warf einen blitzschnellen Blick auf Grunt.

„Und welchen Grund hatte er damals?“

„Den gleichen wie heute. Gar keinen. Nur war ich damals der Meinung, es sei eine plötzlich aufgetretene Hastpsychose, durch meine lange Untersuchung und etwas ermüdende Fragestellung herbeigeführt. Ich fühlte mich irgendwie schuldbehaftet und bat den Direktor des Gefängnisses, Haslin auf keinen Fall zu strafen. Meine Bitte wurde erfüllt!“

(Fortsetzung folgt.)

## Zwei Paare und ein Hund.

Von Heinz Scharpf.

In einem Caféhausegarten saß ein junges Paar. Eine Dame in Königsblau mit einem Herrn im glatten, braunen Salko und dem von der Mode dazu vorgeschriebenen Drap-Beinkleid.

Zu Füßen der beiden lag ein Hund. Ein herrlicher Dobermann. Schön und zappelig wie alle Vertreter dieser aristokratischen Rasse. Wenn jemand den Garten betrat, hob das edle Tier interessiert den Kopf und schnupperte prüfend in die Luft.

Von Zeit zu Zeit sprach die königsblaue Dame auf ihn ein, aber er hörte nicht viel auf sie, unentwegt hielt er den Eingang im Auge.

Fünf Tische weiter saß ein anderer Mann ebenso unruhig in dieser Richtung. Ein sportgebräunter, hellblonder Mann, der zierlicher ein Monofel tätigte. Er wartete offenbar schon länger, denn er trommelte ungeduldig mit den Fingern auf der Marmorplatte und sah dazu fortwährend auf die Uhr, als ließe sich damit die faule Zeit antreiben.

Da betrat ein bildschönes Mädchen das Café. In einem korallenrosafarbenen Kleid, das auch Aussehen erregt hätte, wenn keine Trägerin nicht so faszinierend gewesen wäre.

Der Blonde atmete erlöst auf, opferte sogar einen Augenblick sein Einglas, um über das ganze Gesicht lächeln zu können, Gott sei Dank, die Heißezeit war angekommen.

Nun begab sich etwas Wertwürdiges.

Der Hund zu Füßen des Paares stieß plötzlich einen winselnden Laut aus, erhob sich und eilte der jungen Dame entgegen. Er wackelte vertraulich mit dem Stummelschwanz, schmiegte seinen Kopf an sie und winselte dazu in den höchsten Tönen der Freude. Sie sah mit einigem Erstaunen auf ihn nieder, streichelte ihm das Fell und sprach: „O, du bist aber ein schöner Hund, wenn gehört du denn?“

Dann wehrte sie ihn kurz ab, trat strahlend an den Tisch des Hellblonden, der wieder seinen geschliffenen Gesichtschmuck festgeklemmt hatte, und streckte ihm die Hand entgegen. Dessen Heiterkeit aber war mit einmal verslogen. Er empfing sie mit gerunzelter Stirne, küßte flüchtig ihre Hand und fragte inquisitorisch: „Magda, woher kennst du diesen Hund?“

Seine Augen rollten scheinbar nach dem Herrn in braunem Salko, der unterdessen den Dobermann energisch zurückgerufen hatte. „Magda, sage die Wahrheit, woher kennst du diesen Hund?“

Fast gleichzeitig fragte dasselbe ihren Tischherrscher die königsblaue Dame: „Emil, woher kennst dieses Fräulein deinen Hund? Keine Ausflüchte, bitte!“ Böser Verdacht fraß an ihrem Herzen. Ihre Nasenflügel erfüllten sichtbar ihren Zwed, sie bebten.

Auf beiden Tischen konnte auf diese Fragen von keiner Seite eine zufriedenstellende Antwort gegeben werden. Der Hund hatte sich offenbar verkannt.

Haha, verkannt! Wer lacht da nicht? Nein, auf diesen Einwurf hatten sowohl der Herr in Blond wie die königsblaue Dame nur einen Blick eisigen Hohns. An der Nase eines Dobermanns zu zweifeln, hieß seiner Rasse ebenso Unrecht tun, wie ihr das scharfe Gesicht abzuspochen. Wenn der Herr in Braun das Fräulein in Korallenrosa noch nie gesehen haben wollte und dieses bito den Herrn nicht, so hatten eben beide ihre Gründe, dies anzustreiten, aber der Hund strakte sie durch sein auffallendes Benehmen Lügen.

Umsonst schlug der Herr wütend auf sein Drap-Beinkleid, seine Dame ließ sich nicht beruhigen, sie war von einem Seitenprung seinerseits überzeugt, umsonst warf die Koralle tief beleidigt ihre Lippen auf, der sportgebräunte Blondin sah sie durch sein Monofel an, als hätte er sie in flagranti ertappt. Der Hund war ein zu berebter summer Zeuge.

Wöfe Worte flogen beiderseits hin und her. Die Situation spitzte sich merklich zu. Zwei Betrogene redeten anklagend auf zwei Betrüger ein, zwei unschuldig Verdächtige wiesen alle Anschuldigungen empört zurück. Der Hund lag stille da und äugte nach beiden Seiten, das hinterlistige Vieh.

Plötzlich sah man die Dame in Königsblau sich brüst erheben und das Café verlassen. Bei Gott, dieser Affront vor allen Leuten riß den Faden, an dem sie die Geduld trug. Fast gleichzeitig stand am andern Tisch der unentwegte Monofelträger auf und strebte raschen Schrittes dem Ausgang zu. Nein, er ließ sich nicht länger an der Nase herumführen von dieser tofetten Person, die einen öffentlich kompromittierte.

In einiger Bestürzung blieben zurück der Herr und das Fräulein, die wir Emil und Magda nennen haben hören, zwei Unschuldslämmer, wie sie die Welt noch nicht gesehen. Sie saßen da, als wollten sie sagen: „Nun brat mir einer 'n Storch!“

Nachdem er wieder voll bei Atem war, erhob sich Emil, trat mit seinem Dobermann an den Tisch des zurückgebliebenen Fräuleins und fragte verzweifelt: „Verzeihen Sie, meine Dame, woher kennen Sie meinen Hund?“

„Ach“, gab das Fräulein zur Antwort, „dieser Unglücks- hund! Sagen Sie mir lieber, woher kennt er mich?“

Beide sahen konsterniert auf das Tier herab, das klug genug war, zu verstehen, daß die Rede von ihm war. Es hätte am liebsten die Pfote gereicht.

Man erging sich in Vermutungen, der Herr nahm über Anforderung Platz, bald wußte eines vom andern, daß ihn das gleiche Mißgeschick getroffen, doch verlor das Unheil, das der vierbeinige Mißgebieter angerichtet hatte, allmählich seinen Stachel, der Ernst der Lage schmolz durch einige wichtige Bemerkungen dahin, zurück blieb scharf untrifffen nur das Bild, das jeder von seinem Partner entworfen hatte: Es war ein Martyrium an der Seite der eiferfüchtigen Königsblauen Dame, eine Folter an der des hellblonden Ohellos mit der eingerahmten Glasherbe.

Der Hund wedelte zustimmend, er konnte dies nur bestätigen. Sätte er reden können, er hätte sicher den sofortigen Austausch der Bilder empfohlen.

Draußen war unterdessen der blonde Mann der Königsblau Dahineilenden nachgestürzt. Es ließ ihm keine Ruhe. „Pardon“, sprach er sie nach kurzem Högern an, „woher kennt der Hund des Herrn, an dessen Tisch Sie saßen, meine Braut? Ich muß das wissen.“

Die Augen der Befragten funkelten. Auch sie wünschte eine Aufklärung, aber es gab wahrscheinlich nur die eine, daß der Dobermann die in Frage stehende bei irgend einem Stell-dich-ein kennen gelernt hatte, mit seinem Herrn gewisse Stunden bei ihr verbringen durfte, die Mensch und Tier im Gedächtnis haften bleiben.

„O!“ kritschte der dupierte Sportsmann, noch um eine Nuance dunfler werdend und ballte die Fäuste. Das war immer sein Verhängnis, der leichte Sinn seiner Braut, ebenso wie das unsterbliche Wesen des Freundes den Kummer der neben ihm Schreitenden bildete. Im Verlaufe dieser erregt geführten Gespräche gebot es schließlich die Menschenspflicht, daß man sich gegenseitig zu beruhigen versuchte, geteiltes Leid war halbes Leid, und nachdem man es auf ein viertel restringiert hatte, verichwand es bald ganz wie der Mond gegen Neumond. Der blonde Schopf des Sportsmanns harmonierte ausgezeichnet mit dem Königsblau der im Gemüt sich merklich aufhellenden Dame.

Nach vierzehn Tagen begegneten sich die Paare zufällig wieder. Nur in anderer Zusammenstellung. Der Herr in Braun Arm in Arm mit dem reizenden Fräulein in Korallenrosa, der hellblonde mit der nicht minder anziehenden Dame in Königsblau.

Die Herrschaften sahen aneinander vorbei. Aber der Hund jaulte wie besessen auf, sprang an den beiden Frauen empor und geberdete sich wie der tollste Gratulant.

War die neue glücklichere Konstellation wirklich seiner seinen Bitterung für Menschen zu verdanken?

Oder hatte ihn Gott Amor unsichtbar am Halsband der unbekanntem Schönen entgegengeführt?

Oder noch einfach das Fräulein aufreizender nach seinem Geschmad?

Oder erinnerte ihn der Armel ihres korallenrosafarbenen Kleides an ein rosiges Schinkenbein? Wer vermag es zu sagen?

Gewisse Bestimmten würden hämisch vielleicht darin einen Fingerzeig erblicken, daß der Dobermann nicht männlichen Geschlechtes war, und vom weiblichen wird behauptet, daß es des öfteren die Luft anwandelt, Bestehendes mir nichts dir nichts durcheinander zu bringen.

## Die Lawine.

Von Max Bernardi.

An jedem Morgen schauten die Leute den Berg hinauf, an dessen Fuß sie sich ein Dorf gezimmert hatten. Der Berg war gut, an seinem breiten Rücken mähten die Bauern im Sommer das beste Gras und im Winter liefen sie in seinen tiefen Mulden kostbares Bauholz zu Tal schießen. Das Dorf lebte von diesem Berg wie ein Bauer von seiner Aush. Darum fand man sich auch mit seiner Tade ab.

Es war ein lawinenspeiender Berg. Den Himmelhof hatte er vor vielen Jahrzehnten ins Tal gerissen. Aber das war die Schuld des ersten Himmelhofbauern gewesen, der sich — verlockt durch die Annehmlichkeit einer Mulde — der Lawine mitten in den Weg gebaut hatte. Der neue Himmelhof stand jetzt weit ab von der totbringenden Bahn der vom Berg herunterbrüllenden Eis- und Schneemassen. Er lag, von Wald geschützt, auf einer leisen Anhöhe des guten Berges, der mit seinem mächtigen Fuß wie ein gewaltiger Baum in der Ebene Wurzel schlug.

Vom höchsten Berggipfel zog sich eine schräge Wand zu einem zweiten, kleineren Gipfel, der mit seiner Felsenrippe wie ein naseweiser, kleiner Zwergbruder aus dem Berglamm lugte. Nach diesem schrägen Grat zwischen diesen beiden Brüdern waren die Augen der Himmelhofleute gerichtet. An ihn hing sich der Schnee, als wolle er ein Dach über den beiden Spitzen aufspannen. Nach jedem Schneefall wurde das Dach höher und höher, immer drohender wölbte es sich schräg zwischen den beiden Gipfeln, die es wie zwei Pfeiler zu halten schienen.

„Wald der Föhn kommt, rutscht sie“, sagte der Anecht und meinte die Lawine, die jeden Winter fällig war, wie der Ficus in der Stadt. Diesen Winter ließ der warme Wind aber auf sich

warten und die Lawine kam nicht. Sie wuchs immer gewaltiger zur weithin sichtbaren Schneewächte, die drohend nach dem Tal sah.

„So lange hat sie uns noch nie warten lassen“, grübelte die Bäurin. Das bevorstehende Geschehnis empfand sie wie eine schwere Geburt ihres Berges. Er war lavinenträchtig, voller Wehen und fand keine Erösung. Dunkelblaue Bänder zogen sich am Grat hin, wenn die Sonne aus den Wolken trat. Es war der Schatten, den die mächtige Schneewächte, die jetzt schon wie ein riesiges Flugdach zwischen den beiden Spitzen hing, drohend auf den Bergflanken unter sich warf.

Allmählich bemächtigte sich des Himmelhofes eine unbestimmte Sorge. Der erste, der sie in Worte kleidete, war der jüngste Himmelhofbauernbub, der Seppel.

„Vater — ist das wahr, daß die Lawin', wenn sie noch lang da oben hängt, über unsern Hof kommt?“

„Verständige dich nicht“, antwortete statt des Bauern die Mutter.

„Einen Tritt müßt man ihr geben, gest Florian?“ wandte sich der aufgeweckte Seppel jetzt an den Knecht und zeigte mit dem Fuß, wie er die Schneewächte vom Berg befördern möchte.

„Es braucht keinen Tritt, Seppel, mit dem kleinen Finger ankommen, das ist genug“, scherzte der Knecht.

„Dummian du, seh dem Bub'n keine Klauen in den Schädel!“ zürnte die Bäurin.

„Die Dorfstraße nach der Stadt ist gesperrt!“ fuhr der Himmelhofbauer dazwischen, „wegen drohender Lawinengefahr...“

„Tuisel auch“, suchte sich der Knecht, „und in der Stadt ist am Sonntag ein Zirkus!“

„Was ist denn das, ein Zirkus?“ fragte der Seppel. Aber er bekam keine Antwort mehr, der Knecht war fluchend aus Tagewert gegangen und die Bäurin in die Küche.

„Du Saulawin!“ hört man den Florian im Hof schimpfen.

„Einen Tritt müßt man ihr geben...“, fiel dem Seppel in der Stube wieder ein und er gefellte sich zum Knecht ins Freie.

Zu Mittag fehlte der Seppel bei der Schüssel.

„Jesus, so ein Kreuz mit dem Bub'n“, jammerte die Bäurin.

„Wo ist er?“ argwöhnte der Himmelhofbauer und alle Schauten auf den Knecht, mit dem er zuletzt gesehen worden war.

„Ich weiß nicht“, kam es zögernd aus dem Florian.

„Der Ausbub, ich zähl ihm fünfundsanzig auf, wenn ich ihn erwische“, brummte der Himmelhofbauer.

Noch am Nachmittag wurde die Luft urplötzlich weich und mild wie im Frühjahr. Eine warme Welle strich über das Tal, über den Berg mit dem Himmelhof und der Schneewächte. Der Frühling war da. Und am Abend schon lag die kalte Lawine zertrümmert in ihrem weiten Bett.

„Höllisch viel ist herunter kommen“, sagten die Dörfler, welche in Gemeinschaft mit den jammernenden Himmelhofleuten noch in der Nacht mit Fackeln und Laternen die Trümmer der Lawine absuchten. Aber den Seppel fanden sie nicht, obwohl Militär und das ganze Dorf die folgenden Tage mit Stöcken, Spitzen und Schaufeln nach dem unglücklichen Himmelhofbuben gruben.

„Frühjahr wird ihn schon finden, vielleicht auch erst der Sommer“, meinten die Bauern mit der ihnen eigenen, mitleidigen Raivität. „S'ist eine große Lawin' gewesen, der Himmelhof-Seppel muß ihr direkt in die Arme gelaufen sein...“

Aber man brachte den Seppel schon nach zwölf Tagen. Der Wachtmeister hatte ihn am Schlafstüchlein.

„Fünfundsanzig aufzählen, Himmelhofbauer, und gut füttern, beim Zirkus gib's nämlich keine Knödel...“

Seit der Zeit tut dem jungen Himmelhofbauer alljährlich das Sipleider weh, wenn die Lawine im Kommen ist. Aber auch dem Knecht Florian, denn der alte Himmelhofbauer hat ihn für seine altemen Zirkusgeschichten, die dem Bubben den Kopf verdröht hatten, den Tritt verabsolgt, den einst der Seppel der Schneewächte zugedacht hatte...

## Penjioniert.

Von Hans Arno.

Der alte penjionierte Ministerialrat geht trübseligen Antlitzes in Wien auf dem Ring spazieren. — Da trifft er auf seinen früheren Vorgesetzten, der sich jetzt auch im Ruhestand befindet. Freudige Begrüßung!

„Nun, lieber Geheimrat, wie geht es Ihnen?“

„Ich dank schön für die Nachfrag', Exzellenz! Schlecht geht's. Die Tage san so lang! — Wissen S', wann i am Ministeri vorbeigeh', zieh's ma immer so wehmütig durch die Brust.“

„Ah geh'n's zu!“

„Meiner Seel, Exzellenz, so ist es, grad so ist es! — Und au hau', wissen's, was ich da mach'!“ — Es ist, wie i sag!

Da sit' ich am Schreibtisch und da den' ich mich zurück in die Zeiten im Ministeri und dann mach' ich mir für mich solchene Akten zurecht wie früher, damit ich was zum Bearbeiten hab!“

„So!“ — sagt die alte Exzellenz und host tief Atem, „Akten, die machen Sie sich da zurecht?“

Da geht ein Leuchten über seine Züge: „Geh'n S', lieber Kollege, bringen S' mir die Akten zur Unter-schrift!“

## Schülerwettkämpfe.

Von Hesse Zetterström.

Am Sonntag sollen sie stattfinden. In meiner Familie haben sie schon längst angefangen. Eines Tages sagte Emanuel:

„Jetzt fangen wir an, im Stadion zu trainieren. Die A.-L.-Ker sollen Keile triegen!“

Emanuel's Mutter mußte abends aufbleiben und Käuferhosen nähen. Und beim Mittagstisch lautete die Unterhaltung so:

„Was habt Ihr für Aufgaben zu morgen auf?“

„Geschichte — Erdkunde — Naturkunde kann ich alles — aber gestern war Neuhaus sein!“

„Wer ist Neuhaus?“

„Er wird tollischer Zweiter bei hundert Metern.“

„Haha“, lacht Emanuel's Bruder, „paß mal auf, wenn die K.-F.-Ser kommen!“

„Nimm doch noch eine Boulette“, sagt Emanuel's Mutter.

„Mit den K.-F.-Ser'n ist nichts los!“

„Haben wir nicht Brühl auf 60 Meter, — was? Und Fiedler? Was?“

„Wir sind die besten von den Senatoren, — die beiden Zätterströms sind unter Reford gelaufen!“

„Nimm doch noch eine Boulette!“ mahnt Emanuel's Vater.

Eines Tages kommt Emanuel's Bruder.

„Ich muß 25 Pfennig haben!“

„Gestern hast du erst 30 Pfennig für einen Zeichenblock bekommen, vorgestern 60 Pfennig für Schreibhefte, du ruinierst mich ja! Wozu müßt du 25 Pfennig haben?“

„Ich muß mich zum Staffettenlauf auf 300 Meter einschreiben lassen. Dressel ist zu schwer.“

„Ich gebe ihm 25 Pfennig.“

Am nächsten Tage raft er durch die ganze Wohnung und sucht etwas. Keiner weiß, was. Ich halte ihn im Esszimmer fest und frage:

„Was suchst du?“

„Emanuel hat meine Laufhosen verreckt! Er hat es nur getan, damit unsere Mannschaft nicht seine besiegt! Ich muß sie haben!“

Emanuel schwört, daß er die Hosen nicht gesehen hat. Emanuel's Mutter muß neue Käuferhosen nähen.

Als sie fertig ist, sagt der, der sie haben soll:

„Ich brauche 55 Pfennig!“

„Gestern hast du 25 Pfennig bekommen und vorgestern 60. Wozu müßt du heute 55 haben?“

„Ich muß Dressel wiegen!!!“

„? ? ? ?“

„Er will mit in unserer Staffettenmannschaft sein, aber ich weiß, daß er mehr wiegt als 35 Kilo. Jetzt wollen wir ihn in der Schwimmstalt wiegen. Er wiegt bestimmt 200 Gramm zu viel.“

„Kann denn Dressel nicht auf der Wage vor dem Stadion gewogen werden?“

„Er kann sich doch nicht auf der Straße ausziehen! Wir wollen ihn nachher in der Schwimmhalle wiegen!“

Das ganze Haus geht nun in unerhörter Spannung umher, wie das alles abläuft. Wer wird Sieger?

Ich werde demjenigen Jungen einen Preis stiften, der nicht läuft, nicht springt, nicht Speer oder Diskus wirft, der nie von Sport redet, der zu Hause bei seinen Schularbeiten sitzt und um halb acht zu Bett geht. Ich werde ihn nicht seiner Tugenden, sondern seiner Originalität wegen auszeichnen. Ich möchte wissen, wie er aussieht.

Emanuel's Schwester, die erst 5 Jahre alt ist, ist ziemlich unberührt von alledem. Aber eines Tages frage ich sie:

„Wißt du nicht auch an einem Wettkampf teilnehmen?“

„Nein, das erlaubt mein Freund nicht.“

Die auch schon!